

Da saßen denn oft die Sperlinge gar misshuthig nebeneinander auf einem langen Aste und suchten sich die Zeit durch Geschichten zu vertreiben.

Das ging nicht mehr so gut, wie im Sommer, wo Fessig, Amstel und Nachtigall von ihren Reisen in den wärmeren Ländern erzählten; die Spazieranten nur Klatschgeschichten und die mußte einer so gut wie der andere. Es war recht langweilig.

Da knisterte unten der harte Schnee und zwei sonderbare Gestalten gingen vorüber. Sie trugen lange, gelbseidene Gewänder, weite seidene Bluderhosen und ganz kleine rothe Schnabelfchuhe. Hu, hatten die aber häßliche Gesichter, ganz gelbe Haut und schmale langgeschlittene Augen! Und hinten hing ihnen über den Rücken ein langer schwarzer Zopf herab.

„Die kommen wohl vom Maskenball?“ fragte lachend ein ganz junger Sperling. „Nein, das sind Chinesen,“ befehrt ihn seine Mutter, „und da fällt mir eine Geschichte ein, die mir neulich ein Kakadu im Zoologischen Garten erzählt hat.“

Die Sperlinge rückten noch zusammen, so daß einer den andern recht wärmte, und die Spazierfrau begann:

„Ab und zu besuche ich im Zoologischen Garten meinen alten Jugendfreund, den großen schwarzen Pudel. Wie ich nun das letzte Mal bei den Papageien vorbeisag, hörte ich einen schneeweißen Kakadu ein merkwürdiges Lied singen:

„Ach ich Stotze, Ach ich Kette, Auf dem Holze, An der Kette, Sitze ich gefangen hier. Ene, mene, Ming, mang, Kling, klang, Sing, sang, Kakadu!	Unter dummen Papageien Muß ich brummen Muß ich schreien, Ich, ein königl. Thier! Ene, mene, Ming, mang, Kling, klang, Sing, sang, Kakadu!“
---	---

„Warum bist Du denn besser, als die anderen, Kakadu?“ rief ich da.

Der Kakadu pustete seine Federn auf, hob seinen Kopf und sah mich verächtlich an. Dann schrieb er:

„Was ich besser bin, als die anderen, dummer Spaz? Ein Kaiser hat mir das Köpfchen einst gekraut, aus goldenen Schüsseln habe ich gegessen und auf des Kaisers Thron geschlafen. Aber das ist eine lange Geschichte.“

„Ach bitte, erzähle sie mir,“ sagte ich, „ich höre gern solche Geschichten.“

Da setzte ich mich auf einen Fliederstrauch und hörte, was der Kakadu erzählte.

Viele, viele tausend Meilen von hier steigt ein großes mächtiges Reich, und das heißt China. Das ist ein gar wunderbares Land; die Häuser tragen viele kleine Thürmchen von Porzellan und an den Thürmchen hängen kleine Silberglöckchen, die klingen und singen gar lieblich im Winde.

Die Vögel schillern und glänzen in den herrlichsten Farben, roth sind ihre Köpfe, gelb die Flügel und blau die langen Schwänze. Die Menschen aber sind dort entzetzlich häßlich, und wer der häßlichste von Allen ist, der wird zum Kaiser gewählt. Darum trinken sie von Morgens bis Abends Thee und essen Reis, denn sie glauben, daß man dadurch garstig werde.

Eines Tages saß der Kaiser in seinem Garten und spielte mit seinem Lieblingskakadu.

Da liefen mit Zeichen des Schredens seine Räthe herbei und warfen sich zu Boden und küßten die Erde und rutschten auf den Knien bis zum Throne des Kaisers.

„Ach Kaiser, lieber Kaiser,“ riefen sie, „uns droht ein schreckliches Unglück!“

Und sie wackelten mit ihren Köpfen, hoben die Zeigefinger in die Höhe und schnitten schaurige Gesichter.

„Was giebt es?“ fragte der Kaiser erschreckt.

„Ach lieber Herr Kaiser,“ riefen sie, „von Westen her, vom fernen Europa, schreitet eine wunderbare Jungfrau über die Erde.“

Sie ist schlank wie eine Königin, ihr blondes, wolliges Haar flattert im Winde, und ihre großen blauen Augen blicken hell und warm, wie Deine Schwester, die Sonne. Ein schneeweißes Silbergewand umhüllt ihre herrlichen Glieder, und ein milder Schein, wie vom Mondenlicht, umleuchtet ihre weiße, reine Stirn.

Wohin sie ihren kleinen Fuß setzt, erwachen die Blüthen, öffnen sich die duftenden Knospen, und die Vögel singen ihre schönsten Lieder. Ueber ihrem Haupte aber schwebt ein hellblauer strahlender Stern, und wer diesen Stern erblickt, muß vor ihr niederknien und sie als eine Königin anbeten.“

Als Das der Kaiser hörte, sprang er tobtobend von seinem goldenen Sessel, schleuderte den weißen Kakadu hoch in die Lüfte und rief:

„Und wie heißt dies Weib?“

„Die Schönheit!“ murmelten die Räthe.

„Also,“ rief der Kaiser und ergriff sein silbernes Schwert, „also befehle ich Euch, um mein ganzes Reich noch heute eine dicke, hohe Mauer zu bauen, damit die Schönheit nicht hinein kann. Und ist die Mauer nicht bis morgen fertig, so schlage ich Euch Allen den Kopf ab.“

Da rutschten die Räthe wehklagend auf ihren Knien aus dem Garten des Kaisers und riefen alle Männer und Frauen des Reiches herbei, um eine so dicke Mauer zu bauen, daß die Schönheit nicht ihren Einzug halten könne.

Und als der Kaiser am anderen Morgen erwachte, war die Mauer fertig. Da gab er seinem Volke ein großes Fest, und Alle tranken Thee und aßen Reis, bis sie nicht mehr konnten und freuten sich, weil sie so häßlich waren.

Da geschah es aber, daß der Kaiser einen gar wunderbaren Traum hatte.

Er hörte von fernher eine leise, liebliche Melodie, die kam immer näher und näher und plötzlich war es, als ob tausend Nachtigallen ein jubelndes Freudenlied sangen. Und Düfte von Rosen und Myrthen drangen jetzt in leichten Zephyrflüsten zu ihm, er mußte die Augen öffnen und da sah er über sich eine hellleuchtende Engelsgestalt schweben auf silbernen Schwingen, und über ihrem Haupte glänzte ein hellblauer Stern.

Da überkam es ihn auf einmal gar wunderbar, Thränen traten ihm in die kleinen, häßlichen Augen, und schluchzend sank er in die Knie.

„Ihr Räthe,“ rief er, so laut er konnte, „ich habe die Schönheit erblickt, sie ist an mir vorübergeschwebt; wenn Euch Euer Leben lieb ist, so schafft sie mir noch heute zur Stelle, denn ich will sie heirathen, sie soll Frau Kaiserin werden.“

Nun schickten die Räthe Courtiere im ganzen Lande herum, wer die Schönheit sähe, solle sie anhalten und auf's Schloß bringen, denn der Kaiser wolle sie zu seiner Frau nehmen.

Aber jetzt blieb alles Suchen vergeblich, die Schönheit war vorübergezogen und ließ sich nicht mehr blicken.

Da sprach der Kaiser: „So sollt Ihr alle Euer Haar nicht eher schneiden, bis die Schönheit wieder in's Land kommt, und alle meine Räthe sollen noch heute in die weite Welt ziehen, um sie zu suchen; wer sie mir aber beibringt, der darf sich den Zopf abschneiden und wird Kanzler

meines Reiches. Der weiße Kakadu soll ihr aber nachfliegen, damit ihre Spur verfolgt werde auf Erden und in den Lüften.“

So sprach der Kaiser. Da zogen seine Räthe in die weite Welt hinaus, und einige kamen auch nach Berlin, und wenn Ihr sie auf der Straße einmal seht, so wißt Ihr, daß sie ausjagen, die Schönheit zu suchen.

Der weiße Kakadu aber wurde eingefangen und sitzt jetzt auf der Stange im Zoologischen Garten. Wenn nun die Chinesen bei ihm vorübergehen, ruft er: „Ich bin es ja, Kakadu, kennt Ihr mich denn nicht?“

Aber die Chinesen schütteln dann die Köpfe und schreiten weiter, denn sie suchen ja die Schönheit, und die können sie doch in einem Kakadu nicht entdecken.

„Das ist das Märchen von dem Kakadu.“

#### Russische Hofgeschichten.

Die plebische Verabschiedung des Adjutanten des Großfürsten Wladimir, Grafen Schuwaloff (nicht zu verwechseln mit dem ehemaligen Diplomaten Peter Schuwaloff), macht noch immer viel von sich reden. Im „Berliner Tageblatt“ wurde bereits erwähnt, daß die Gründe vollständig innerlicher Art und hauptsächlich auf den Einstuß, oder richtiger ausgedrückt, auf die Aengstlichkeit der um das Leben ihres Gemahls auf's Höchste besorgten Frau Großfürstin zurückzuführen seien. Der Verabschiedete Graf spielte in der heiligen Liga — ob mit Glück, wollen wir dahingestellt sein lassen — die hervorragende Rolle, und die Frau Großfürstin war nun besorgt, daß manche seiner Vornahmen gegen die Nihilisten ihrem Gemahl in die Schuhe geschoben und von der Revolutionärpartei an diesem gerächt werden könnten. Wie in der Hofgesellschaft erzählt wird, war der Frau Großfürstin diese Möglichkeit auch noch besonders in den Briefen ihrer hohen Verwandten aus der Heimath nahe gelegt worden, und sie wußte denn auch schließlich ihren Gemahl dazu zu bewegen, daß derselbe seinen Adjutanten zur Einreichung seines Abschiedsgesuchs veranlasste.

Wir sind weit davon entfernt, den vorstehend bezeichneten Gründen nicht vollen Glauben schenken zu wollen, können andererseits aber auch nicht umhin, einzuwerfen, daß besagte Gründe allein schwerlich einen vollständigen Abschied bedingt hätten, der noch dazu urplötzlich erfolgte. Es muß also wohl noch außerdem Anderes vorgelegen haben, und in dieser Beziehung erhalten wir denn auch aus Stuttgart von hochgeschätzter Seite einige interessante Bemerkungen zu dem höchst mysteriösen Falle.

Danach wollte Graf Schuwaloff, der Adjutant des Großfürsten Wladimir, als enragirter Liga-Anhänger und Anti-Nihilist, durchaus einen „Erfolg,“ einen rein persönlichen Erfolg haben, wahrscheinlich, um die verschiedenen Mißerfolge, die er bisher nur zu verzeichnen hatte, weit zu machen. Um nun einem ihm angedeuteten Nihilistenstreich auf die Spur zu kommen, öffnete er mehrere „verdächtige“ Briefe und hierbei soll ihm das Malheur passirt sein, daß sich unter denselben ein für die Frau Großfürstin bestimmtes Schreiben befand. Das Versehen war nicht wieder gut zu machen, es mußte mithin gebüßet werden, und die hohe Frau, welche schon längst die Entfernung des Adjutanten wünschte, warnte sich Beschwerte fährend an den Kaiser, der heiläufig bemerkt, immer mehr und mehr von der Zwecklosigkeit der „Heiligen Liga“ überzeugt wird, die seiner Ghatulle enorme Summen kostet, ohne etwas zu leisten. Der Kaiser fand nun die Erregtheit seiner großfürstlichen Schwägerin vollkommen

gerechtfertigt und dekretirte die Verabschiedung des Grafen. Am Hofe von Catoschina will man sogar wissen, der Kaiser habe sich dabei des bekannten, ihm selbst als Thronfolger mit dem damaligen Chef der 3. Abtheilung Grafen Peter Schuwaloff passirten Rencontres erinnert und seinem Zorne in den Worten Luft gemacht: „Werden denn die Schuwaloff's ewig unsere Correspondenz kontrolliren!“

Von den vielfachen Gerüchten, die sonst noch über den eigentlichen Grund jener Verabschiedung in Petersburg umlaufen, erscheint eins zu amüsant, um es einem weiteren Kreise vorzuenthalten. Demnach sei dem Grafen Schuwaloff seitens der Ligaführer der Befehl zugegangen, einen bestimmt bezeichneten Nihilisten in's bessere Jenseits zu befördern. Der Graf weigerte sich, diesen gut gemeinten Befehl zu vollziehen, wurde darauf an seinen Eid als „Ligist“ erinnert, und als dies auch nichts half, verabschiedet. Die plebische Athernheit dieses Hiftörchens besonders hervorzuheben, halten wir für überflüssig.

#### Amerikanerinnen in Europa.

Die reichen und schönen Töchter, Schwestern und Gattinnen der Yankee langweilen sich daheim; so überfluthen sie alle anderen Welttheile und suchen allüberall, in Italien wie in Indien, in Australien wie in Capland, Anregungen und — Männer. Vordem galt England, das Stamm- und Mutterland, als ihr letztes Wanderziel. Der letzte Schluß in der Jugendziehung einer reichen New-Yorkerin war nicht eher vollendet, als bis sie in „Stratford on Avon“ in dem von Washington Irving geschützten Haus und Lehnstuhl William Shakespeares's Platz genommen hatte. Heute hat sich das Blatt gewendet. Die fashionable Welt Amerika's hat ihr Ideal in Frankreich gesucht und gefunden; die dortige Colonie gilt als die reichste und eigenartigste, ja, die Gesellschaft dieser Eindringlinge gilt als beliebter Vorwurf für franglische Modedictator; so hat Paillieren in seinem „Age ingrat“, Dumas fils in der „Strangere“ amerikanische Sitten und Figuren darge stellt. Nun bemächtigen sich auch amerikanische Autoren dergleichen Themen. Man schildert nicht mehr die Indianer Cooper's und die Nigger der Beecher Stowe; der Romancier verläßt den Heimathsboden mit seinen Landsleuten, er betrachtet New-York nur als Vorstadt von Paris. Weiß er doch, daß in den ersten Häusern New-Yorks französische Köche kochen, französische Lakaien serviren; weiß er doch, daß die hübschesten Töchter des Landes im hochadeligen Institute von Fontainebleau ihre Erziehung erhalten. Der Humorist Mart Twain hat zuerst die komische Seite dieser endlosen Karawanzzüge in seinem Buche „The innocents abroad“ dargestellt und nun haben sich neuerlich zwei vielgelesene Romanciers — M. Howell und Mr. James — bewegen geföhlt, an Stelle der Twain'schen Karikaturen porträtireue Frauenbilder zu setzen. Ihre Werke haben einen ganz ausnehmenden Erfolg gefunden, ja ihre Bücher interessieren unvergleichlich mehr als die weitaus bedeutenderen, freilich auch herlicheren Studien von Bret Harte aus der kalifornischen Spielers- und Abenteuerverwelt. Der Vorwurf dieses Modernismus ist höchst einfach. Ein junges Mädchen durchstreift Europa von einem Ende bis zum andern: als Zugschpizegel und Muster der Raivetat hält sie unverföhren in den verwegentsten Situationen aus, die selbstverständlich mit dem Triumph der Heldin enden. Alles in Allem hat man es da mit einem verbannten Aufguff der Marit zu thun; etwas Nihilicenen, viel Empfindsamkeit und gar kein literarisches Verdienst.